

Mit oder ohne Serifen?

Die Technische Kommunikation ist historisch in eine breite kulturelle Tradition eingebettet mit Bezügen zu Philosophie, Handwerk, Kunst und Wissenschaft. Heute: leserliche Schriften.

TEXT *Steffen-Peter Ballstaedt*

Nachdem bei Typografen lange Zeit künstlerische Kriterien wie Schönheit, Eleganz oder auch Attraktivität die Bewertung einer Schrift dominierten, änderte sich das, als Psychologen hinzukamen. Sie gingen ins Labor, um die Leserlichkeit zu untersuchen.

Zahlreiche Experimente wurden durchgeführt und die Erkennbarkeit von Buchstaben und Wörtern sowie die Lesegeschwindigkeit bei Texten in unterschiedlichen Schriften erforscht. Verbreitet sind die Arbeiten von Miles Tinker, der 1969 seinen Klassiker „Legibility of Print“ vorlegte. Mit Texten auf Monitoren entstanden neue Fonts, und das löste wieder eine Welle an Untersuchungen zur Bildschirmtypografie aus [1].

Schriften im Labor

Die in Experimenten erhobenen Effekte von Schriftarten auf Unterscheidbarkeit, Lesegeschwindigkeit und Verständlichkeit sind oft geringfügig, häufig widersprechen sie sich. Hinzu kommen Fehlinterpretationen [2]: Ein angeblich sicherer Befund war früher überall zu lesen und zu hören: Schriften mit Serifen sind leserlicher als Schriften ohne Serifen. Die Erklärung lautet, je mehr Unterschiede ein Buchstabe besitzt, desto besser wird er wahrgenommen, und die Serifen sind nun einmal optische Auszeichnungen.

Eine Überlegenheit der Serifenschriften brachte die Technischen Redakteure in Verlegenheit. Schließlich galt als ausgemacht, dass die nüchternen Groteskschriften wie Arial oder Verdana zu technischen Sachverhalten besser passen. Es muss deshalb gesagt werden: Die Befunde sind überinterpretiert. Rückblickend konnte kein signifikanter Unterschied zwischen Schriften mit oder ohne Serifen gefunden werden [1]. Die Forschung zur Leserlichkeit von Schriftarten ist ein Arbeitsbeschaffungsprogramm für experimentelle Psychologen, Wissenszuwachs und praktischer Nutzen sind bisher gering. Was steckt also dahinter?

Harte Fakten

Eine Schriftart setzt sich aus zahlreichen typografischen Merkmalen zusammen:

Schriftgröße, Mittellänge, Buchstabenbreite und -abstand, außerdem Wortzwischenraum, Zeilenlänge und -abstand. Davon kann ein Merkmal die Leserlichkeit erhöhen, ein anderes sie verringern.

Diese Wechselwirkungen wurden in der Forschung vernachlässigt. „Das Prinzip dieser Studien, nur einen Faktor zu ändern und den Einfluss auf die Lesbarkeit zu prüfen, steht vor dem Problem, dass die Änderungen eines Faktors in der Typografie immer das Anpassen der anderen Faktoren nach sich zieht [...] Beispielsweise wird nur die Schriftart gewechselt, ohne im Anschluss Zeilenabstände, Schriftgrößen, Laufweite oder Zeilenbreite nachzukorrigieren, was die Ergebnisse schnell verfälscht“ [2, 88].

Von Seiten der kognitiven Leseforschung kommt ein weiteres Argument dazu, das die wenig konsistenten Ergebnisse erklärt. Und zwar werden Buchstaben nicht isoliert, sondern immer in Gruppen (Bigramme, Morpheme, Wörter) wahrgenommen. Das gilt auch für Wörter. Sie stehen in einem sprachlichen Kontext, der ihr Erkennen erleichtert. Ein Wort wird in einem Satz schneller erkannt als isoliert. Deshalb ist die gute Wahrnehmbarkeit der Schrift gar nicht entscheidend, höchstens in extremen Lesesituationen.

Weiche Faktoren

Neuere typografische Untersuchungen machen immer deutlicher, dass Lesen weniger durch Merkmale der Schrift bestimmt wird, sondern von vielen „weichen“ Variablen wie inhaltliche Schwierigkeit, Beleuchtung, Lesedistanz, Motivation, Vorwissen sowie Konzentration, Lesefähigkeit und -gewohnheit. Wir haben uns an bestimmte Schriften gewöhnt, und die empfinden wir meist auch subjektiv als lesefreundlich.

Wenn wir Bücher in alter Typografie anschauen, nehmen wir sie als schwer lesbar wahr. Aber die Bücher wurden zu ihrer Zeit ohne Probleme gelesen. Die Groteskschriften bekamen ihre Bezeichnung, weil sie den Lesern gegenüber den damals gewohnten Antiqua-Schriften grotesk, also absonderlich vorkamen. Entscheidend ist also die „gefühlte Lesbarkeit“ [1].

Damit erlebt die typografische Ästhetik eine Renaissance: Die Anmutungsqualität einer Schrift, ihr „Look-and-Feel“, die Attraktivität eines Schriftbilds sind wieder in der Diskussion. Schriften haben eine kommunikative Bedeutung [3]. Wir verbinden mit Schriftarten bestimmte historische Epochen oder bestimmte Mentalitäten. So empfinden wir die Frakturschrift als altmodisch und denken dabei an nationalsozialistisches Gedankengut. Diese konnotativen Bedeutungen lassen sich untersuchen, indem man Assoziationen und subjektive Urteile von Lesenden zu Schriftbildern erhebt.

Entwarnung für Praktiker

Die bisherige Forschung zur Leserlichkeit hat keine überzeugenden Ergebnisse gebracht. Das bedeutet Entwarnung, egal ob für Print oder Monitor: Nur in extremen Fällen spielt die Schriftart eine entscheidende Rolle, zum Beispiel bei sehr ungewohnten oder ornamentalen Schriften. In der Technischen Kommunikation kann ein Redakteur im Grunde nur eines falsch machen: Die Schrift passt nicht zu Produkt oder Adressaten. ☹

LINKS UND LITERATUR ZUM BEITRAG

- [1] Liebig, Martin (2008): *Browser-Typografie. Untersuchungen zur Lesbarkeit von Schrift im World Wide Web*. Boizenburg: Verlag Werner Hülsbusch.
- [2] Filek, Jan (2013): *Read/ability. Typografie und Lesbarkeit*. Sulgen: Niggli Verlag.
- [3] Dürscheid, Christa (2012): *Einführung in die Schriftlinguistik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

STEFFEN-PETER BALLSTAEDT

Steffen-Peter Ballstaedt ist Professor für angewandte Kommunikationswissenschaft. Nach dem Studium der Psychologie hat er sich mit Fragen der sprachlichen und visuellen Kommunikation befasst und dabei einen Schwerpunkt auf Technische Kommunikation gelegt. In Vorträgen, Seminaren und Publikationen behandelt er Themen der Gestaltung von Text und Bild



steffen.ballstaedt@w-hs.de
www.ballstaedt-kommunikation.de